



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue ergriffen, den Rückweg einschlugen oder krank und elend am Wege liegen blieben, weil ihre schwachen Kräfte versagten. Die Sehnsucht im eignen Herzen und der wundersaume Taumel, der uns alle berauschte, hatten mich hinweggerissen und aufrecht erhalten. Doch wie ich zuerst die Gefährten sah, die matt niedersanken und die wir hinter uns ließen, und wie ich von meinem Pferde herab inne ward, wie viele sich nur mühselig weiterschleppten und wie mir eines Tages ein wackerer Köhler, in dessen Hütte wir eine Stunde ruhten, den Schwarm von fahrendem Volk und schlimmem Gesindel zeigte, der immer größer dem Zuge der jugendlichen Pilger folgte, da überfiel mich mitten in meiner Entrückung eine tiefe Angst, und ich besann mich wieder, daß wir Kinder seien, und kraftlos und hilflos in eine fremde, wilde Welt hinausirrten! Da betete ich umsonst zu Gott, daß er mich nicht an die Heimat, nicht an meinen fernen Vater, nicht an Herrn Gero, sondern nur an das heilige Land denken lassen möge. Ich mußte an daheim denken, an das Leben der Meinen und an die Zeit, wo ich von der Kreuzfahrt zurückkehren sollte. Noch lebte ich im seligen Glauben, daß wir unser Ziel erreichen und auf Gottes Ruf die Erlösung des heiligen Grabes vollbringen würden.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Mastarna oder Servius Tullius. Mit einer Einleitung über die Ausdehnung des Etruskerreiches. Von B. Gardthausen. Mit einer Tafel. Leipzig, Weit u. Comp., 1882.

Die alte Frage, ob die Etrusker auf dem Land- oder Seewege nach Campanien gekommen, beantwortet der Verfasser der vorliegenden Schrift nach eingehender Behandlung der überlieferten Stellen und sorgfältiger Untersuchung der Namensformen einer Reihe von latinischen Städten zwischen Tiber und Livis, d. h. zwischen dem nord- und südetruskischen Reiche, mit Glück dahin, daß er den Nachweis führt, daß um das Jahr 600 vor unsrer Zeitrechnung der Norden und die ganze Westhälfte Italiens bis zum Golf von Neapel etruskischen Herrschern unterworfen war. Um dieselbe Zeit setzt aber die Tradition bekanntlich das Aufkommen der etruskisch-tarquinishen Königsherrschaft in Rom an. Das Schicksal dieser letztern nun, die mit dem etruskischen Regiment über Mittelitalien stand und fiel, läßt sich mit Hilfe einiger in dem Familiengrabe der Tarquinier gefundenen Inschriften und Bilder, der bekannten Rede des Claudius auf der Lyoner Bronzetafel, und einiger glücklich uns erhaltenen, vom Verfasser mit vielem Scharfsinn interpretirten antiken Mittheilungen eruiren trotz der im Laufe so vieler Jahrhunderte umgestalteten Tradition. Mas-Tarna ist nämlich M. Tarcna (Tarquinius).

In interessantester Weise zeigt der Verfasser, wie Tarquinius Priscus seine Herrschaft in Rom ausübte, gestützt auf die herrschende Klasse der eingewanderten Etrusker.

Er hat zwei Söhne, einen legitimen (Enejus?) und einen Bastard, Servius Tullius. Servius tötet den Halbbruder (das den Vorgang darstellende, in Vulci gefundene Bild ist auf der Tafel wiedergegeben) und besteigt selber den Thron; da er sich damit aber in Widerspruch setzt zu dem etruskischen Adel in Rom, ist er begreiflicherweise gezwungen, sich auf die national-römische Partei zu stützen. Er regiert volksfreundlich, giebt eine Verfassung, seine Tochter giebt er dem Sohne des ermordeten Halbbruders zur Frau, er sucht zu versöhnen, soviel er kann, dennoch entgeht er seinem Schicksal nicht. Der Nefte und Schwiegersohn, der beides, den Tod des Vaters und die Schwächung der Stammesgenossen, an ihm zu rächen hatte, revoltirt, und Servius kommt um. Nun folgt noch einmal eine Reaktion in Rom. Die Etrusker führen wieder allein das Regiment, die frisch gewonnene Verfassung wird in Frage gestellt, die Erinnerung daran hat dem dritten Tarquinius den Namen „Superbus“ gegeben. Aber unter der Regierung des Servius war das nationale Bewußtsein der Römer soweit erstarkt, daß diese sich die Willkürherrschaft der Fremden nicht mehr gefallen ließen. Nachdem sie die Tyrannei einige zwanzig Jahre ertragen, erheben sie sich (vielleicht unterstützt von der Familie des Servius, da sich Tarquinius unter den Empörern finden), verjagen den Superbus, und brechen die Macht des etruskischen Adels für immer. So ist Rom frei, freilich auf Kosten seiner politischen Bedeutung. Denn von Rom aus hatten die Tarquinius ein gutes Teil Latiums mitbeherrscht. Als dem Fremdenregiment ein Ende gemacht wurde, wurde Rom wohl die Tarquinius los, aber gleichzeitig fiel auch die Herrschaft über die übrigen latinischen Städte an die einzelnen Gemeinwesen wieder zurück, und Rom, das im Kampf um die eigne Existenz begriffen war, besaß die Macht nicht, die Erbschaft der Tarquinius sofort anzutreten; kein Wunder, daß wir so die Stadt selbst hundert Jahre nach Vertreibung der Könige politisch nicht so mächtig finden, als sie unter den letzten derselben thatsächlich gewesen.

Studien zur deutschen Kulturgeschichte. Von Wilhelm Arnold. Stuttgart, Cotta, 1882.

Professor Arnold in Marburg, welcher in den letzten Jahren eine Geschichte der Urzeit und eine fränkische Geschichte für die weitem Kreise der Gebildeten verfaßt und wohlverdienten Beifall damit gefunden hat, veröffentlicht mit dem vorliegenden Buche eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen, die bisher nur zum geringsten Teil gedruckt waren. Sie behandeln wichtige Gegenstände, welche mit zu den schwierigsten Problemen unsrer nationalen Geschichtschreibung gehören, wie das Aufkommen des Handwerkerstandes im Mittelalter, die Anfänge des Grundeigentums und Kapitalverkehrs in den Städten, die Rezeption des römischen Rechts, die Ortsnamen als Geschichtsquelle und ähnliches, und geben in übersichtlicher, leicht faßlicher Form die Resultate einer langen Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen, welche den Fachgelehrten zum Teil schon aus den größern Werken des Verfassers bekannt sind. Es ergänzen sich diese Aufsätze, welche in zwei Gruppen unter den Titeln „Land und Stamm“ und „Stadt und Staat“ zusammengefaßt sind, in so vortrefflicher Weise, daß der Leser auf verhältnismäßig engem Raume ein deutliches Bild von den wichtigsten Epochen unsrer Kulturgeschichte erhält und mit ununterbrochener Spannung gern dem immer anziehend schildernden Verfasser von den ersten Ansiedlungen germanischer Stämme bis zur Ausbildung der territorialen Fürstengewalt folgt. Selbstverständlich ist es unausbleiblich, daß bei der reichen Fülle des Stoffes, der oft in gedrängter Kürze dargestellt werden muß, die Kritik hier und da mit dem Verfasser rechten kann. Nur eins wollen wir hervorheben:

daß Arnold zuweisen, wie z. B. in dem Aufsatz über König Rudolf und die Basler, allzu pietätvoll verfährt und auch Widerlegtes gläubig erzählt. Doch thut dies dem Werte des Buches keinen Abbruch. Der gebildete Laie, und für diesen ist doch das Buch in erster Linie bestimmt, wird Arnolds „Studien“ nicht aus der Hand legen, ohne gründliche Belehrung und vielfache Anregung daraus empfangen zu haben.

Ein Apostel der Wiedertäufer von Dr. Ludwig Keller. Leipzig, Hirzel, 1882.

Unter den Vorläufern der Wiedertäufer nimmt keiner durch Reinheit der Gesinnung, ernste Frömmigkeit und veröhnliches Wesen unsre Sympathien in gleicher Weise in Anspruch wie Hans Denck, dem Ludwig Keller in dem vorliegenden Buche ein wohlverdientes Denkmal gesetzt hat. In sorgfältigster Weise hat der Verfasser, der schon durch eine Reihe von Arbeiten über die Wiedertäufer bekannt geworden ist, die dürftigen Notizen über die Lebensumstände Dencks zusammengetragen, das was von den Schriften des Apostels erhalten ist, durchgearbeitet und die darin enthaltenen religiösen Anschauungen in ihrer Verschiedenheit gegenüber den im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts giltigen konfessionellen Systemen gewürdigt. So erhalten wir ein Bild von Dencks Leben und Lehre und können den unglücklichen, von Stadt zu Stadt gehezten Märtyrer auf seiner dornenvollen Bahn verfolgen, bis zu dem Augenblick, da ihn ein mildes Geschick aus dem Leben rief und dadurch vor dem martervollen Tode bewahrte, den hunderte seiner Glaubensgenossen starben.

Die wichtigsten Punkte, in welchen Denck von dem herrschenden Luthertum abwich, waren die, daß er die Lehre, wonach alle guten Werke ohne Unterschied als unnütz zur Erlangung der Seligkeit hingestellt wurden, mißbilligte und vor allem ein tugendhaftes Leben und die Erfüllung des Sittengesetzes, d. h. des Gesetzes der Liebe zu Gott und den Menschen, als notwendige Vorbedingungen betonte. Ferner wich er von Luther darin ab, daß er nicht wie jener die Satzungen der Bibel als die alleinige Grundlage unsers Glaubens anerkennen wollte, sondern die Stimme des Gewissens und das religiöse Gefühl, wie es sich unter Mithilfe des göttlichen Geistes in guten Menschen offenbart, als den Ausgangspunkt aller Religionen bezeichnete. Und während Luther im Menschen nur Neigung zur Sünde und zum Bösen sah, ihn selbst wohl ein Abbild und Werkzeug des Teufels nannte, nahm Denck an, daß im Menschen ein guter Keim liege, ein Quell wahrer Erkenntnis, jenes innere Wort, welches auch die Möglichkeit zum Verständnis des äußern Wortes, der Bibel, biete. Endlich focht auch Denck die Lehren Luthers von der ewigen Verdammnis und der Unfreiheit des Willens an. Aus allem sieht man, wie Dencks Anschauungen und Ideale den Bestrebungen jener ausgezeichneten Männer vielfach verwandt sind, welche seit dem vierzehnten Jahrhundert innerhalb des äußern Rahmens der allgemeinen Kirche den engen Bund der Gottesfreunde oder Gotteskinder bildeten.

Denck wurde mit Härte behandelt. Nirgends gönnten ihm die Gegner ein Mhl. Von Stadt zu Stadt gejagt, angegriffen und böshaft verleumdet zu werden, war sein Schicksal. Umsomehr ist es anzuerkennen, daß Denck selbst nie aufgehört hat, den religiösen Frieden zu predigen und zu fordern, „daß es mit den Sachen des Glaubens alles frei, willig und ungezwungen zugehen solle.“

Wir stimmen Keller gern zu, wenn er zum Schlusse den Gedanken ausspricht, daß der Historiker, da das Unrecht, welches den Männern der Denckschen Partei widerfahren ist, von den Nachkommen nicht wieder gut gemacht werden könne, die Pflicht habe, dafür zu sorgen, daß ungerechte Anklagen, die man gegen sie erhebt,

nicht verewigt werden, und daß die Geschichtschreibung wenigstens das Eigentumsrecht an Ideen denen rettet, die für sie gelitten haben, und nicht solchen Männern zuschreibe, welche nachweisbar diese Gedanken aufs entschiedenste bekämpften. Nicht zustimmen aber können wir dem Verfasser in der Kritik, die er an Luthers Lehrmeinungen übt, auf den hier, je heller das Licht ist, welches über die Gestalt Dencks ausgegossen wird, umso tieferer Schatten fällt. Selbst zuzugeben, daß Dencks Anschauung dieser oder jener Stelle größern Beifall verdient als Luthers Lehre, so muß doch hervorgehoben werden, wie gerade Dencks Auffassung von dem innern Wort im Gegensatz zur Autorität der Bibel nur weitere Spaltungen zur Folge haben und dem Sektenwesen Thür und Thor öffnen mußte. Die gewaltige religiöse Bewegung im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bedurfte einer notwendigen Schranke. An einer Stelle mußte die Zerstörung der mittelalterlichen Kirche Halt machen, und die Schzung einer neuen Autorität läßt uns Luther ebenso groß erscheinen als die Zertrümmerung der alten. Daß aber Luther mit Schärfe, ja mit Härte seine Lehrmeinungen verfocht, das lag, ganz abgesehen von seiner Persönlichkeit, in seiner Zeit, welche es mit religiösen Fragen ernst und streng nahm. Wenn also Keller davon spricht, daß fast drei Jahrhunderte nötig gewesen seien, um den Ideen Dencks Raum zu schaffen, und daß jene Gedanken, welche im sechzehnten Jahrhundert unterlagen, heute bis zu einem gewissen Grade siegreich in das Bewußtsein der gebildeten Menschheit übergegangen seien, so verlangte es die Gerechtigkeit, auch auszusprechen, warum jene Bestrebungen damals untergingen und untergehen mußten.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudruck herausgegeben von Bernhard Seuffert. 7. Heft. Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Erste Hälfte. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1882.

„Vom Zustande unsrer Kritik schweige ich mit Vorbedacht. Nur zwey Worte von unsrer Zeitungskritik! Wenn sie gleich noch größtentheils in den Händen von Dunsen, Buben, Pedanten und Intriguemachern ist: so ist doch endlich eine gelehrte Zeitung entstanden, die sie wieder zu Ehren bringen wird. Was für die Gelehrsamkeit die Göttinger Anzeigen sind, sind nun für die schönen Wissenschaften die Frankfurter geworden. Ich würde in ihrem Lobe weitläufig sehn, wenn ich es nicht um der Schwachen willen unterlassen müßte, die mir zutrauen würden, daß ich Unbestechliche bestechen wollte oder könnte, und die da glauben würden, daß ich gegen die Mängel derselben, insbesondre gegen ihren mystischen Ton und Gang zum Paradoxen, blind sey.“

Mit diesen Worten werden in der Einleitung des Leipziger Musenalmanachs auf das Jahr 1773 die seit Neujahr 1772 erschienenen „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ begrüßt. Der Verfasser dieser Einleitung, der Gießener Chr. F. Schmidt, derselbe, der bald darauf jene Abhandlung über den „Göz von Berlichingen“ schrieb, die Lessing als Wischiwaschi bezeichnete, hat hier einen richtigen Blick gehabt: die Nachwelt hat seinem Urteil Recht gegeben. Die von Merck und Schlosser herausgegebenen „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ sind neben Lessings „Literaturbriefen“ jedenfalls die wichtigste Erscheinung der literarischen Kritik des vorigen Jahrhunderts; wie zwei Inseln ragen beide aus dem großen kritischen Gewässer jener Zeit empor. Es ist nicht bloß die stattliche Reihe von Kritiken, die Goethe 1772 und 1773 beisteuerte und die für die Kenntniß und Beurteilung seiner Entwicklung in diesen Jahren von höchster Wichtigkeit sind, welche den „Frankfurter Anzeigen“ ihren bleibenden Wert giebt; diese Kritiken sind ja bereits im zweiten Bande des „Jungen

Goethe“ in chronologischer Folge genau wieder abgedruckt, und um ihretwillen hätte es keines nochmaligen Neudruckes bedurft. Nein, die Zeitschrift als Ganzes ist in den ersten Jahren ihres Bestehens eines der merkwürdigsten literarischen Denkmäler und eine der wichtigsten Quellen der Sturm- und Drangliteratur.

Da die Originalausgabe selbst auf unsern öffentlichen Bibliotheken nicht häufig ist, so erwirbt sich der Herausgeber der Henningerschen Neudrucke ganz besondern Anspruch auf unsern Dank, daß er die interessante Zeitschrift — zunächst wenigstens den Jahrgang 1772 — gleich unter die ersten Hefte seiner Sammlung mit eingestellt hat. Die eben ausgegebene siebente Lieferung enthält die erste Hälfte; die zweite, nebst einer Einleitung von W. Scherer, die gewiß eine Fülle neuer Aufschlüsse bringen wird, soll in der achten Lieferung folgen.

Dramaturgie der Klassiker. Von Heinrich Vulthaupt. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Oldenburg, Schulzische Hofbuchhandlung (C. Berndt und A. Schwarz), 1882.

Die dramaturgischen Studien Vulthaupt's beziehen sich vielfach auf die Klassikerdarstellung der Meininger, und sie haben das mit denselben gemeinsam, daß sie dem längst bekannten eine neue Seite abgewinnen und durch das liebevolle Eingehen auf die Totalität der klassischen Dramen, wie auf die Bedeutung der Einzelheiten, gegen die man durch Gewohnheit vielfach gleichgiltig geworden ist, den Reiz des ersten frischen Genusses wieder erwecken. In einer Reihe von Abhandlungen bespricht der Verfasser vier Dramen Lessings, acht Goethes, elf Schillers, drei Heinrich von Kleists. Obschon er überall die reale Bühne vor Augen und im Auge hat, erörtert er doch nicht bloß Repertoirestücke, denn „Miß Sara Sampson“, „Stella“ und den zweiten Teil des „Faust“, „Turandot“ und das Demetriusfragment wird man für dergleichen nicht ansprechen wollen. Gerade diese Dramen geben Vulthaupt Anlaß, seinen eignen Standpunkt klarzumachen und die resolute Weise, in der er die Dinge erfaßt, zu rechtfertigen. Er hat sehr klar erkannt, daß die klassischen Dramen im Leben der Nation und der Bühne, trotz ihrer zum Teil nun schon ein Jahrhundert erprobten Wirkung und ihres unschätzbaren Wertes, vielfach eine falsche Stellung einnehmen. Sie werden so angesehen, als ob sie durch ihre innere Vorzüglichkeit vor dem Looße, mißverstanden, verzerrt, pietätlos äußerlich, ja unwürdig behandelt zu werden, ein für allemal bewahrt wären, sie gelten als brauchbare Objekte jeder Art von gelehrter, schauspielerischer und schulmeisterlicher Willkür und sollen doch ihren Charakter als Kunstwerke, als lebensvolle genußpendende Dichtungen voll bewahren. Vulthaupt's Anschauung setzt diesen Charakter voran und ist daher auch viel mehr um die Ergründung der Gesamtbedeutung jedes Dramas und seiner Gestalten bemüht, als ängstlich bestrebt, in einzelnen Wendungen und Einfällen neues, nie erhörtes zu Tage zu bringen. Daher kann man im einzelnen mit ihm sehr wohl in Widerspruch sein — wir sind es selbst in Bezug auf die allzustarke Bevorzugung des Goethischen „Clavigo“ gegenüber andern Dramen des Dichters, in Bezug auf gewisse Punkte in Lessings „Nathan“, in dem wir nun einmal die Charakteristik für weit mächtiger und poetisch lebensvoller halten als die „Idee“, wie sie der Dramaturg erfaßt, wir sind es selbst in einer ästhetischen Kardinalfrage, wie jene der tragischen Schuld, welche freilich (darin stimmen wir dem Verfasser unbedingt zu) einer viel schärfern Begriffsbestimmung bedarf, als zur Zeit im ästhetischen Allgemeinbewußtsein vorhanden ist —, aber man wird die frische Auffassung, das ernste Bemühen des Verfassers um die gesunde Basis einer neuen Dramaturgie und sein seltnes Verständnis für das Verhältnis der poetischen Schöpfung zur Technik der Bühne dennoch hoch

anerkennen müssen. Bultaupt empfand ohne Zweifel, daß dem deutschen Theater (wie einem großen Teil unsers Publikums) nur eine Scheinpietät für die klassischen Dramen innewohnt, und daß die Experimente ehrgeiziger, nach Journallob hungrieriger Regisseure an der Thatsache kläglicher Vernachlässigung der eigentlichen und unzerstörbaren Grundsäulen des Repertoires nichts ändern. Allein er geht davon aus, daß auch die poetische Thätigkeit wie die ästhetische Betrachtung bei uns in Deutschland allzuoft das Theater ignorirt haben. Daraus ist die verhängnisvolle Neigung aller der Bühne näherstehenden erwachsen, das theatralisch wirksame vorzugsweise bei der dramatisch wertlosen Literatur zu suchen und zu finden. Bultaupt vertritt umgekehrt den Standpunkt, daß alle Beschäftigung mit den szenischen und mimisch=deklamatorischen Mitteln, durch welche eine theatralische Wirkung erreicht wird, ganz äußerlich bleibt, wenn sie der Grundlage einer poetisch=ästhetischen Würdigung des dramatischen Objektes entbehrt. Nur das Drama, welchem auch eine dramatisch=poetische Bedeutung zukommt, verdient, daß man sich ernsthaft mit der Verwandlung seiner gegebenen dramatischen Elemente in theatralische beschäftigt. Die heutige Bühne glaubt freilich mit den letztern allein ausreichen zu können und verschwendet viel Liebesmühe an innerlich leblose, ja zusammengepflüschte Machwerke, die einigen äußern Anhalt bieten, theatralische Kunst zu entwickeln. Aber der Bruch in der Rechnung kommt rasch genug zu Tage, und am Ende greift man doch jederzeit wieder zu den klassischen Dramen zurück, deren poetischen Wert „seltsamer“ Weise die „Bühnentüchtigkeit“ nicht aufgehoben hat. Die trefflichen dramaturgischen Erörterungen Bultaupts, denen ein zweiter Teil (Shakespeares Dramen) folgen soll (Soeben erschienen. D. Red.), empfehlen sich durch ihre ernste Grundanschauung wie durch ihre Darstellung allen Gebildeten und können vieles zur Klärung der Ansichten über dramatische Dichtung und Bühne beitragen, die nachgerade auch bei vielen Gebildeten recht unsicher und verworren geworden sind.

Sechs Lieder für gemischten Chor komponirt von Otto Scherzer. Op. 3. Leipzig, F. W. Grunow, 1883.

Sechs Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte komponirt von Otto Scherzer. Op. 4. Leipzig, F. W. Grunow, 1883.

Wiewohl die Grenzboten in letzter Zeit längere, orientirende Aufsätze über die Klavier- und die Liederkomposition seit Robert Schumann gebracht haben, die in musikalischen Kreisen gewiß dankbar begrüßt worden sind, so pflegen sie doch nicht gerade einzelne Erscheinungen auf diesen Gebieten anzuzeigen und zu besprechen. Mit den vorstehenden Hefen machen wir einmal eine Ausnahme, weil wir zu ihnen gleichsam in dem Pietätsverhältnis der Taufpatenschaft stehen, auf diese unsre cognatio spiritualis nicht wenig stolz sind, nun aber auch die Verpflichtung fühlen, für das Fortkommen unsers Schüglings etwas zu thun.

Die Leser erinnern sich vielleicht eines Grenzbotenaufsatzes aus dem November oder Dezember 1880: „Ein übersetener Liedersänger.“ Wir erzählten damals, daß wir zufällig die Bekanntschaft eines stattlichen Liederbandes (etwa aus dem Anfang der sechziger Jahre?) gemacht hätten, der 25 der prächtigsten Liederkompositionen auf Goethische, Ahlandsche und Mörike'sche Texte enthalten habe, der aber offenbar bei seinem ersten Erscheinen nicht die verdiente Beachtung gefunden habe, und den wir daher hiermit nachträglich der Beachtung unsrer musikalischen Freunde empfohlen haben wollten. Auf die Frage nach dem Komponisten, Otto Scherzer, vermochten wir nur spärliche Auskunft zu geben, hatten aber wenigstens soviel

in Erfahrung gebracht, daß er in Stuttgart lebe, kein Jüngling mehr sei, aber noch einen Schatz von Liederkompositionen liegen habe, den er aus Verstimmung über die Gleichgiltigkeit seiner Mitmenschen nicht veröffentlichen wolle.

Wir haben infolge unsers Auffages eine doppelte Freude gehabt. Die eine kam sofort: es entstand eine lebhaftere Nachfrage nach dem besprochenen Scherzerschen Liederheft, und bald war kein Exemplar mehr davon zu haben. Die andre ist in diesen Tagen gekommen: Scherzer hat sich bewegen lassen, seinen Liederschatz nochmals zu öffnen und eine kleine Auswahl desselben herauszugeben.

Wie in der frühern Sammlung, so verrät auch in den vorliegenden Heften gleich die Textwahl wieder den ungewöhnlichen, eigenartigen Mann. Die sechs einstimmigen Lieder sind auf folgende Texte komponirt: Er ist's von Mörike (Frühling läßt sein blaues Band), Ungeduld von Wilhelm Müller (Ich schnitt es gern in alle Rinden ein), Rat einer Alten von Mörike (Bin jung gewesen, kann auch mitreden), Frühzeitiger Frühling von Goethe (Tage der Wonne, kommt ihr so bald?), Frühlingsglaube von Uhland (Die linden Lüfte, sie sind erwacht), Das verlassene Mägdlein von Mörike (Früh wenn die Hähne krähen). Den Liedern für gemischten Chor sind folgende Texte zu Grunde gelegt: Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee (Jägerlied von Mörike), Was wecken aus dem Schlummer mich (Das Ständchen von Uhland), Nimm mich fort, nimm mich fort, Tod (aus Shakespeares „Was ihr wollt“), Wenn ich wollt' wandern (Wandern und Freien von Scheurlin), Ein Tännlein grünnet wo (Denk' es, o Seele! von Mörike), Schönster Herr Jesu (Jesuluslied von Paul Flemming). Aber auch alles, was wir sonst zum Lobe der frühern Lieder gesagt haben, gilt in reichem Maße auch von den neu erschienenen, vor allem von den einstimmigen.

Der kundige Leser sieht, mit wem der Komponist in einzelnen Fällen den Wettkampf aufgenommen hat: mit Schubert, Mendelssohn, Schumann. Überall aber ist es eine Freude, ihn neben jenen zu sehen, denn Scherzer ist eine echte Künstlernatur. Ausgiebige Phantasie und warme Empfindung verbinden sich in seinen Liedern mit Wahrheit der Charakteristik und Feinheit der Arbeit. Daher packt uns auch jedes derselben als Ganzes und interessiert zugleich im einzelnen. Dabei sind es lauter außerlesene, völlig reife und süße Früchte, die er uns diesmal bietet, von so verschiedner Gattung sie auch sind: schwungvolle Vortragslieder neben solchen, die man am liebsten für sich allein singt oder, wie Schumann sagte, „in kleinen Kreisen, die nicht zu applaudiren lieben.“ Freilich erfordern auch diese Lieder wieder echte Musikantenseelen zur Ausführung. Sie sind nicht eben schwer, aber sie setzen doch voraus, daß man mit Schumann und Brahms wohl vertraut sei. Wer aber dann mit derselben Liebe, mit welcher der Komponist bei der Arbeit gewesen, seinen Absichten nachgeht, bewältigt die Lieder schnell und folgt bald mit Behagen ihrem großen und freien Zuge.

Die Lieder für gemischten Chor sind sämtlich von eigentümlich knapper, gedrängener Form. Zu unsern Lieblingen gehört namentlich das erste, mit seinem feinen, canonartigen Stimmengeflecht, und das fünfte — ein ergreifender Text, für welchen Scherzer in wundervollster Weise den adäquaten musikalischen Ausdruck gefunden hat. Wer könnte diese tief in die Seele sich einsenkenden Worte und Klänge je wieder vergessen! Für gute Gesangsvereine werden diese sechs Lieder sicher eine höchst anziehende Aufgabe bilden; sie werden den Sängern beim Studium so große Freude machen wie den Hörern beim Vortrage.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.